

Willi Drost

Eine Wanderung durch das Danziger Stadtmuseum

Studia Germanica Gedanensia 15, 75-82

2007

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

† Willi Drost

Eine Wanderung durch das Danziger Stadtmuseum

Rundfunkvortrag gehalten in Danzig am 9. Juli 1934¹

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Das Danziger Stadtmuseum ist ein Museum, das ohne jedes Programm, ohne jede Tendenz aus dem heimatlichen Boden herausgewachsen ist. Mehr als zwei Drittel seines Bestandes ist hier am Orte oder in der engeren Umgebung entstanden. Es vereinigt eine unübersehbare Fülle der einheimischen erstaunlich guten kunsthandwerklichen Tätigkeit: der Silberschatz und die Danziger Möbel suchen ihresgleichen in Deutschland. Auch die hohe Kunst, die Malerei hat zur Barockzeit in Danzig geblüht, wie kaum wo anders, und Meister wie Daniel Schultz, der Portrait- und Tiermaler, ist wohl der beste deutsche Barockmaler aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Aber auch aus mittelalterlicher Zeit sammelt sich mehr und mehr an, Altäre mit gemalten Darstellungen und Skulpturen von hoher künstlerischer Qualität. Diese Werke sind kulturgeschichtlich von besonderem Reiz, weil sich jenes Durcheinander der Volksstämme und Kunstrichtungen, das dem Kunstforscher manche Nuß zu knacken gibt, in jungen Kolonisationsgebieten spiegelt. In der Danziger Rundfunkzeitung finden Sie auf der vorletzten Seite einige der schönsten Stücke des Danziger Museums abgebildet, die Elisabeth-Figur und die gemalte Tafel des Dorotheen-Altars. Sie gehören noch der gotischen Zeit an. Die Unterbringung solcher mittelalterlicher Stücke in einem Museum ist besonders schwierig, denn diese Kunst ist zu ihrer Zeit noch nicht als Kunst geschaffen worden, sie erwuchs aus den Aufgaben, die im Brennpunkt des Lebens standen, dem Gottesdienst. Diese Werke verlangen daher nach Weihe des Ortes und brauchen die Umgebung von Pfeiler und Gewölbe. Aber das Danziger Museum hat als Bauwerk eine gute Tradition, die Sie sehen werden, wenn wir im Geiste einmal hindurchschreiten.

¹ Transkribiert und redigiert von Wolfgang Drost. Das Manuskript ist auf den Seiten 262–271 in dem ersten Band (von zwei Bänden) mit Manuskripten meines Vaters enthalten.

Das Danziger Museum liegt unweit der Hauptader der Stadt. Wenn man von der Langasse in die Postgasse einbiegt, so sieht man bald das Dach der gewaltigen Trinitatiskirche, das sich damals an das Kloster der Franziskaner, der grauen Mönche, schloß. Dieses Kloster ist nach mannigfachen Schicksalsschlägen und baulichen Veränderungen zum Danziger Stadtmuseum geworden. Es war seit der Mitte des 16. Jahrhunderts das wichtigste Bildungsinstitut Danzigs, das Akademische Gymnasium von Universitätsrang, in preußischer Zeit, im 19. Jahrhundert Lazarett der Militärbehörde, und dann, 1848, nistete sich der eigentliche Gründer des Museums, der Bildhauer Rudolph Freitag, in den alten Gewölben ein und ließ sich nicht wieder vertreiben. 1863 hatte er es endlich durchgesetzt, daß das zerfallene Kloster zur Kunststätte gemacht wurde. 1870 wurde es mithilfe der Klosischen Stiftung für Museumszwecke hergerichtet und das Dachgeschoß für die Gemäldegalerie ausgebaut. Zwei Jahre später kam die Gabe eines Danziger Bürgers, die den Grundstock der stattlichen Gemäldegalerie bildet, die Sammlung des Kaufmanns Kabrun. Dieser Mann, der 1814 in Danzig starb, vermachte seine Gemälde – meist holländische Schule – sowie seine zahlreichen Handzeichnungen und Kupferstiche der Danziger Kaufmannschaft. Jetzt schlossen sich allmählich unter Zufügung mancher Gaben von privaten Sammlern, Kunstverein, Stadtbibliothek, die mannigfachen Teilsammlungen zu einem Ganzen zusammen und wurden in den folgenden Jahrzehnten unter fachmännischer Leitung durch planmäßiges Sammeln mehr und mehr abgerundet.

Treten wir durch die Pforte mit ihren schönen schmiedeeisernen Beischlaggittern in das Innere, so umfängt uns die die Luft einer historischen Vergangenheit. Wir befinden uns in dem alten Kreuzgang des Klosters mit schönen Zellgewölben, zum Teil noch im alten Zustand, versetzen uns zurück in die Zeit des späten Mittelalters, und durch die neu verglasten Fenster sieht man in den grünen Klosterhof, an dessen Nordseite die mächtige Wand der Franziskanerkirche aufsteigt. Hier ist es still und weltentrückt. Grüner Efeu rankt an den alten Mauern, schlanke Dachreiter und Fialen ragen in die Luft, weiße Tauben schwirren hin und her – es gibt nicht leicht einen stimmungsvolleren Ort in Danzig. Diese Umwelt gibt einen ausgezeichneten Platz, um die mittelalterlichen Kunstwerke, die natürlich alle aus Kirchen stammen, organisch aufzustellen. Altäre mit Skulpturen des 15. Jahrhunderts sind in die Architektur derselben Zeit eingefügt. Diese günstige organische Aufstellung können nicht viele Museen durchführen. Gleich neben dem Eingang betreten wir zwei gotische Säle. Ein Saal ist heute ausgeräumt, um die Sammlung von kostbaren Büchern mit Stichen Chodowieckis auszustellen, deren Besitzer Geheimrat Volkmann in Zoppot ist. Der andere Saal, dessen schöne Palmengewölbe von schlanken achteckigen Pfeilern getragen werden, versammelt Danziger Plastik des 16. Jahrhunderts. Ein reich vergoldeter Altar aus der Kirche von Osterwieck mit der *Krönung Mariä* zeigt die volkstümliche Verarbeitung des Hochaltars der Marienkirche, Reliefs nach Stichen Dürers. Gegenüber steht eine *Anbetung der Könige*, die damals sicher viel beachtet wurde. Hier müßte man verweilen, denn nur durch ruhiges

Schauen und geistiges Verarbeiten kann man sich die Dinge seelisch zu eigen machen. Wie bei dieser Anbetung die Formen wie von Innen aufgebläht sind, wie rundlich, wie ausgeformt und wie gedrechselt, wie die Köpfe prall und kompakt erfaßt sind, besonders der knochige Negerschädel mit dem wolligen Kraushaar, das ist eine deftige Art des Lebens und Gestaltens. Auch der Laie wird bald erkennen, daß dies ist nicht mehr echtes Mittelalter ist. Zwischen 1520 und 1530, da ist schon Reformationszeit, eine neue bürgerliche irdische Gesinnung entsteht, deren Hauptzelle in Danzig der Artushof mit seinen Banken ist, für die dieser Meister viel geschaffen hat, wie Abramowski festgestellt hat. Wirkliches Mittelalter begegnet uns aber, wenn wir den Kreuzgang weiter schreiten, im nördlichen Teil.

Doch zuvor kommen wir noch durch die Sammlung antiker Gipse, die man hofft bald in einem lichten Raum aufstellen zu können. Machen wir aus Not eine Tugend. Selbst in Gips erfüllen uns die Athene- und Venusgestalten, die herrlichen Jünglinge und Helden, mit dem Abglanz jener einzigartig hohen Menschlichkeit des Griechentums. Wer mit fühlenden Augen durch diese Versammlung der so unsagbar hohen Göttergestalten in den Teil des Kreuzgangs mit mittelalterlichen Figuren schreitet, der erlebt in jäher Bestürzung den Wechsel des Menschentums in eineinhalb Jahrtausenden.

Wie klein sind diese norddeutschen, gotischen Figuren, wie geduckt unter der Last der Tradition, wie durchdrungen durch den Gedanken des Leides. Aber in dieser Unbeholfenheit und äußerlichen Unfertigkeit ist eine neue Schönheit erstanden. Der schimmernde Goldgrund des sogenannten *Böhmischen Altars*, mit dem dieser ergreifende Teil des Kreuzgangs beginnt, vereint gemalte und plastische Figuren in einer transzendenten Welt, einer erträumten Jenseitigkeit, die alles Fühlen und Denken dieser Menschen zu einer großen Einheit zusammenschließt. Man sehe einmal die Konturen dieser Gestalten auf den gemalten Darstellungen der Passion Christi, wie sie als Silhouetten fast auszuschneiden sind, klar gegen den Grund stehen und wie sie sich aber zu einem ornamentartigen Gefüge zusammenschließen. Das ist noch echter Geist des Mittelalters, Einheit einer vorgestellten religiösen Welt, die für jene Menschen die wahre Wirklichkeit ist. Die in der Rundfunkzeitung abgebildete Elisabeth steht den Figuren dieses Altares sehr nahe. Man verfolge einmal die Falten des Gewandes, vor allem aber des Kopftuchs mit seinen gekerbten Rändern und seiner feinen Riefelung, das ruft feinste archaische Arbeiten ins Gedächtnis zurück. Das hat Ähnlichkeit mit Südböhmen, aber es gibt zuviel organische Abwandlungen, so daß es doch wohl Danzig ist. Wir schreiten weiter im Kreuzgang, eine *Maria im Wochenbett*, sehr frühes Werk, 1360, eine *Krönung Mariä*, ein edler *Kruzifixus* und der *Tod der Maria* vom Korkenmacherportal der Marienkirche, und dann fallen an der Fensterwand ein paar recht primitive Bildwerke ins Auge, *Madonnen* die aus dem Danziger Werder stammen, zum Beispiel Schönsee. Sie sind nicht schön im landläufigen Sinne, aber sie haben etwas so Naives, Ursprüngliches, Volkstümliches, daß man den Geist des Landes in ihnen zu spüren meint und sie mehr und mehr lieb gewinnt.

Zwei noch gotische Wangelsteine, – denn schon im Mittelalter gab es in Danzig wie in Lübeck kleine Beischläge, – flankieren den Eingang zu den Räumen im Westen, die nach dem Wiebenwall blicken. Von diesem freien Gelände aus sollen in absehbarer Zeit der neue Eingang des Museums gelegt werden. Diese Räume bergen meist kunsthandwerkliche Arbeiten vom Mittelalter bis zum Rokoko. Im ersten Raum steht noch manches mittelalterliche Gerät. In einer beleuchteten Wandvitrine schimmern Paramente, von denen die Marienkirche den weltberühmten Schatz besitzt, hier eine kleine Auswahl, eine böhmische, luchese Kasel, ein prächtiger Chormantel aus England. Dann Chorstuhlwanen aus Frauenburg mit vollplastisch gebildeten schönen Weinranken, Monstranzen, alte Beschläge, Weihwasserbecken, Steinkrüge aus dem Rheinland, die hier gefunden wurden, und die ein Zeugnis des stets regen Verkehrs mit den Westen sind. Aber schon der nächste Raum bringt eine ganz andere Atmosphäre, die fortan den Grundton des Museums angibt: es beginnt das niederdeutsch-holländische Barock mit seiner bürgerlichen Wohlanständigkeit und Wohlhabenheit, dem eine repräsentative Note mehr oder minder auffallend beigemischt ist. Ein Kamin ist eingebaut, der das Wappen der Familie des Danziger Kupferstechers Jeremias Falk trägt, dann stehen hier die ältesten holländischen und niederdeutschen Schränke. Noch ohne den reichen Schmuck der allgemein bekannten Danziger Barockmöbel mit flachem Zierrat, gleichmäßig aufgeteilt, als wenn sie aus Kästen und einfachen Truhen zusammengefügt wären.

Bereits im nächsten Raum mit typisch Danziger Arbeiten ändert sich das. Im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts setzt sich in Danzig ein überaus phantasievolles merkwürdiges Ornament durch, das Knorpel- oder Ohrmuschelwerk, das mit seinen weichen qualligen Formen alles Holzwerk überzieht. Eine Zimmervertäfelung um 1630 aus dem Haus der Schmiedegasse ist eingebaut mit einer schier unübersehbaren Fülle von Schnitzwerk, ungewohnt unseren heutigen Augen, und Zeichen des unversiegbaren Form- und Gestaltungswillen jener Menschen. Eine beleuchtete Vitrine zeigt schöne alte deutsche Gläser, den Krautstrung des 15. Jahrhunderts, Noppenbecher und Maigelein mit jenen lebendig anmutenden Unebenheiten. Die geblasenen Gläser haben einen leichtem Farbanflug, so daß heutiges, gereinigtes Glas uns daneben fade erscheint.

Durch ein zierliche altes schmiedeeisernes Tor tut sich von dem Raum aus ein wundervoller Durchblick zum Kreuzgang und Klosterhof auf. Im nächsten Saal sieht man noch mehr schmiedeeiserne Arbeiten, ein Gitter von 1637, ein Grabkreuz aus Praust von 1689. Neben diesen kunsthandwerklichen Arbeiten treten die wenigen Steinfiguren, die hier untergebracht sind, zurück. Auch hier gibt es viel Merkwürdiges und Interessantes, aber wirklich vollendet, sozusagen klassisch, ist nur das Kunsthandwerk gewesen. Die Handwerker, die die köstlichen Gitter und die phantasievollen Holzornamente gemacht haben, besitzen eine wahrhaft künstlerische Befähigung.

Diese letzten Räume sind schon Überleitung zum ersten Stockwerk, wo das Danziger Kunsthandwerk des 17. und 18. Jahrhunderts jedem Besucher einen

überzeugenden, anschaulichen Begriff davon gibt, was Danzig in dieser Zeit bedeutete, und daß sich mit seinem gewinnbringenden Handelsgeist ein hoher Kulturwille als etwa Selbstverständliches verband. Im Treppenhaus begegnet uns wieder mannigfaches Schnitzwerk im Knorpelstil, Treppenwangen mit einer Darstellung des Orpheus und reine Ornamente, oft krause Formen annehmend, schließen sich zu dämonischen Fratzen zusammen, stets fließend, wellig bewegt. In diesen Gestaltungen, die so undenkbar in Italien sind, die aber auch in Holland nicht so phantasievoll vorkommen, faßt man vielleicht ein wesentliches Element des nordischen, niederdeutschen Geistes, innig verwandt der Musik, wie denn auch dieses Schnitzwerk in großem Stil zuerst an den Orgeln versucht wurde, die seit 1600 die ganzen riesigen Schmalseiten der Kirchen ausfüllen. Die Hauptträger in dem religiösen Gemeinsamkeitsgeist ist seit dem 17. Jahrhundert die Musik, und das Schwelgen im reinem Ornament gewährt dem Menschen eine ähnliche Befriedigung wie das wogende Auf- und Absteigen der kontrapunktierten Orgelstimmen.

Es wäre ermüdend viel einzelnes aufzuführen. Man muß sehen und immer wieder sehen, um unsere Augen immer wieder zum Erfassen so vielfältiger Formen zu schulen. Die Erziehung zur bildenden Kunst als eine Erziehung zum bewußten Sehen können wir für unsere Gesamtbildung gar nicht hoch genug anschlagen. Da helfen keine Ausstellungen und Führungen, da muß jeder sich still vor die Werke hinstellen und sie mit den Augen absuchen, vielleicht auch einmal den Stift ergreifen und charakteristische Formen nachzeichnen. Der Lohn kommt sogar überraschend schnell. Wer sich im Museum ruhig Formen eingepreßt hat und tritt nachher auf die Straße, dem fällt es wie Schuppen von den Augen, er sieht plötzlich die verschiedenen Formen der Giebel, das Ornament an ihnen, die Skulpturen, und unser Danzig ist ja noch so reich, daß in jeder zweiten Tür ihm eine gestaltete Form ins Auge fällt.

Es war gegeben, daß Danzig im 17. Jahrhundert sich nach den stammverwandten blühenden Niederlanden richtete, wo Rubens und Rembrandt lebten. Zahllose Delfter Kacheln mit Blaumalerei wurden eingeführt und schmückten die Dielen und Öfen. Schwere, bauchige Fayencen wurden auf die massigen Schränke gestellt, die jetzt mit reich geschnitzten Zierrat, mit weit vorragendem Gesims aus der alten Schachtelung zu einem schwerfällig pompösen Ganzen zusammengefaßt wurden. Von Raum zu Raum wandernd ziehen die mannigfachsten Formen an uns vorüber. Ein kleines Zimmer mit Rokokotäfelung aus einem Haus der Langgasse birgt kostbare Proben des frühesten Meissener Porzellans, das sich die wohlhabenden Kaufleute bald anschafften. Eine Gruppe vom Wert einer Plastik, die *Geißelung Christi* von Jörg Kändler, ein *Krokodil* von dem Danziger Reinicke², und unter vielen Kleinigkeiten eine entzückende Tabakdose mit Malereien Chodowieckis. Durch den großen Elbinger Raum, dessen mächtige Eschenholzmöbel mit grüngefärbten Beineinlagen verziert sind, gelangen wir zum Silbersaal,

² Handschriftliche Zufügung. Heißt es Reiniche?

einem wahren Prunkzimmer, wo die Willkomms, die mächtigen Walzenhumpen mit getriebenen figürlichem und ornamentalem Schmuck die große Zeit der Zünfte aufsteigen lassen. Das Danziger Silberschmiedehandwerk wetteifert mit dem Augsburger. Eine große Zahl tüchtiger Meister wie Haidt, Pichgiel, van der Rennen, sind überliefert und an ihren Marken leicht zu erkennen. Das großartigste Stück der Sammlung ist die Signalpfeife der Seeschifferzunft aus der Dürerzeit. Ihr phantastischer Schmuck neben stillen Heiligen unter Baldachinen, Drachen und Affen, treiben ihr Unwesen. Sie bedeuten ein Nachklang uralten nordischen Gestaltungswillen.

Wenn wir jetzt wirklich im Museum wären, meine Damen und Herren, dann täten wir am besten, unsere Wanderung zu unterbrechen und morgen noch einmal mit frischen Augen die schöne Gemäldegalerie zu sehen. Denn so viel kann auch nicht das geschulte Auge in einem Zug auffassen. Aber da wir heute nur in der Vorstellung schwelgen, so gehe ich mit Ihnen noch die Treppe hinauf in den oberen Stock, in dem etwa vierhundert Gemälde hängen. Als Grundnote beherrscht die ganze Sammlung die heimische, die Danziger Malerei. Gleich im ersten Raum sind einige mittelalterliche Tafeln. An einem aus England eingeführtem Alabasteraltar sind um 1440 in Danzig Flügel mit Darstellungen aus dem Leben der heiligen Dorothea gemalt. In der Rundfunkzeitung befindet sich eine Abbildung mit der reizenden Szene, wo die Heilige vor ihrer Hinrichtung dem ungläubigen Schreiber Theophilus, obwohl es Winter ist, durch einen göttlichen Boten ein Körbchen mit Rosen und Früchten schickt. Es ist letzter Ausklang des Mittelalters. Noch ein idealer Hintergrund, nicht mehr Gold, sondern anmutiges Rankenwerk, die Figuren immer noch einfach klar umrissen, wie zum Ausschneiden, aber doch schon gedrungener und fester auf dem Boden stehend als zur gotischen Zeit. Ein halbes Jahrhundert trennt das Werk von dem böhmischen Altar, den wir unten im Kreuzgang sahen. Gegenüber diesem Altar hängt zur Zeit die stattliche Tafel der Dreifaltigkeit vom Georgenpfeiler der Marienkirche. Gottvater hält den toten Christus, dessen Beine auf einer gläsernen Weltkugel ruhen. Hinter der Gruppe breiten liebliche Engel einen kostbaren Brokatteppich aus. Auf dem Ohr Christi aber ruht die Taube des Heiligen Geistes, deren Flügel zum Munde Gottes führt. Eine genaue Illustration zu den Worten des Nikolaus von Cusa in seiner Schrift *Docta ignorantia*. Wenn Gott seinen Sohn erschafft, so heißt das, er erschafft alles durch das Wort. Diese Tafel, in tief leuchtenden Farben gemalt, ist das großartigste Werk spätmittelalterlicher Malerei in Danzig.

Dann fällt noch ein kleines Bildchen ins Auge, das kein Geringerer als der große Holbein in seinem Todesjahr 1543 in England gemalt hat. Sie finden es auch in der Rundfunkzeitung abgebildet. In London, wohin Holbein aus dem zerrissenen deutschen Kunststreben geflüchtet war, hatten ständig Danziger Kaufleute ihren Sitz, und Holbein hat mehr als einen gemalt, auch der Georg Gisze im Berliner Museum ist ein Danziger Kaufmann. Selbst auf dem kleinen Format verleugnet sich nicht die unerhörte Schärfe der Beobachtung

dieses Meisters, das große Erfassen des Charakteristischen. Das Werkchen könnte gut auf ein lebensgroßes Format erweitert werden.

Von den nächsten Räumen ist je einer einem Danziger Künstler gewidmet, Anton Möller, Daniel Schulz und Andreas Stech. Anton Möller vergegenwärtigt die Zeit um 1600. Ein Bild, *Der Tempelbau*, Seitenstück zum *Zinsgroschen* im Rathaus. Dieser Tempelbau – übrigens mit kulturgeschichtlich interessantem Detail der Bauhandwerker – zeigt die zentralperspektivische Konstruktion, die ihn auch die schöne Ansicht des Langen Marktes auf dem *Zinsgroschen* bewältigen ließ. Vredemann de Vries brachte die Tunnelperspektive nach Danzig. Man vergleiche eine solche konstruktivistische Gestaltung mit dem Mittelalter. Damals der Goldgrund einer transzendenten, raumlosen Welt. Jetzt ist alles eingestellt auf ein schauendes Auge. Fest ist der Punkt, auf dem der Maler steht, und auf diesen Punkt hin laufen alle Linien in der Ferne perspektivisch zusammen. Die Emanzipation des Individuums, die Verlegung des Schwerpunkts auf die Sinnenwelt des Menschen kann sich nicht deutlicher dokumentieren. Die neue weltliche Einstellung ist da. Religiöse Gegenstände mit volkstümlichen Zügen auszuschmücken oder gar in die Mauern Danzigs zu verlegen, allegorische Dastellungen mit Prunk und Schwung durchzuführen, daneben tüchtige Bildnismalerei, – das ist die Kunst Möllers, der, wie man auch über ihn urteilt, volkstümlich in Danzig ist.³

Das nächste Zimmer mit den Bildern des Daniel Schulz, kaum fünfzig Jahre später, atmet ein ganz anderes Weltgefühl. Kein Prunk, keine Allegorie, keine Staatsaktion: ein kleines Stückchen Hühnerhof malt dieser Meister, dazu freie und lebensvolle Portraits, wie das große Gruppenportrait aus Zarskoje Selo. Im barocken Danzig gibt es manche äußerliche Gelehrsamkeit und Zurschaustellung der humanistischen Stoffe. Vor Daniel Schulz können wir befreit aufatmen. Hier ist Natur und Einfachheit. Jetzt hat der Mensch die Größe gewonnen, zu entspannen und das dörfliche Naturhafte als Gegenstand in der Kunst zu erkennen. Es ist doch kein Niedersteigen: im Portrait ist erst jetzt alle Steifheit geschwunden und weltliche Freiheit an die Stelle getreten.⁴

Leider bleibt die Erscheinung allein. Andreas Stech, dessen Bildnissen wir im nächsten Raum begegnen, lenkt wieder hin in die konventionellen Bahnen der Bildnis- und Altarmalerei.

Die kleineren Zimmer münden in den neu eingerichteten Rokokosaal, in dem neben dem Danziger Wessel, Meister des mittleren und südlichen Deutschland hängen. Dahinter zwei Räume mit warmer Holztafelung. Da hängt der Grundstock der Gemädegalerie, die holländischen Bilder der Sammlung Kabrun mit manchem wertvollen Stück wie dem frühen Frauenbildnis van Dycks oder dem stimmungsvollen Interieur Pieter de Hoochs.

Im rechten Winkel zum Rokokosaal schreiten wir nun die Flucht der Zimmer mit Bildern des 19. Jahrhunderts ab. Wieder begegnen uns viele Danziger, Gregorovius mit dem sauberen Bildchen des *Langen Marktes*, Landschaften

³ Artushof, *Jüngstes Gericht*.

⁴ Handschriftlich notiert: Weg von 1600 hin zu 1650, vom Manierismus zu Rembrandt.

und Genrebildchen Meyerheims, Zielkes, Brausewetters, Stryowskis bis hin zu den Lebenden. Daneben aber auch tüchtige Werke von Krüger, Trübner, von Corinth und Diaz de la Pena. Neben diesen Räumen wurden noch Bodenräume ausgebaut, in denen die Werke kleinen Formats zur Geltung kommen. Hier hängt manches Vortreffliche, *Der Brotschneider*, ein kleiner Schwindt, die schöne *Langebrücke* von Johan C. Schultz, das *Picknick* von Slevogt und vieles andere.

Hier muß nun jeder Besucher selbst auswählen, was ihn am meisten anspricht. Auge in Auge kann man sich mit jedem Kunstwerk messen und auseinandersetzen. An das Wort Schopenhauers muß man immer wieder erinnern, man müsse sich mit dem Kunstwerk wie mit einem großen Herren verhalten; nämlich sich davor hinstellen und warten, daß es einem etwas sage. Aber dieses schöne Wort unseres Landmannes ist doch zu ergänzen. Passiv nur warten hilft nichts. Man muß schon etwas tätig sein dabei, man muß auch werben um das Werk, sich hineinversetzen. Man kann sich fragen: möchtest Du es besitzen, was sagt es Dir Menschliches, Erhebendes? Und da kommen wir zum Kernpunkt der ganzen Museumsfrage. Wer ins Museum geht, der müßte sich nicht einstellen, als ob ihm nun etwas vorgesetzt wird und daß er von der Fülle der Erscheinungen unterhalten wird, sondern er muß wissen, daß er etwas tun muß, um inneren Gewinn davonzutragen.

In dieser Stille der Museumsräume, in der es dem heutigen Kulturmenschen so schnell unheimlich wird, da gibt es kein Kino, kein Rundfunk, keine Presse, alle diese suggestiv einwirkenden Dinge, sie sind fern. Der Mensch ist ganz frei. Still und vornehm steht das Kunstwerk da. Es teilt sich Dir erst mit, wenn Du es mit Liebe und Verständnis umwirbst, aber dann hast Du ein Glücksgefühl, das nur Handeln, Tätig-Sein gibt. Das Museum ist eine seelische Gesundkur für jeden, der sich ernstlich bemüht.

Damit wollen wir unsere Wanderung beschließen. Wer das aus der Anschauung Erworbene noch vertiefen will, dem steht der Lesesaal mit Zeitschriften und Bibliothek von 9 bis 3 Uhr nachmittags zur Verfügung. Und hier ist noch ein Schatz untergebracht, den jeder mit Muße betrachten kann: etwa dreitausend Handzeichnungen aller Schulen und fünfzehntausend Stiche. Wer von ihnen, meine lieben Rundfunkhörer, gehört hat, der komme nun auch zu sehen.